

Günter Schmidt, Ulrich Kaufmann:
 »Ritt über den Bodensee«.
 Studien und Dokumente
 zum Werk des Jenaer Germanisten
 Joachim Müller. (manuskript.
 Archiv zur Bildungs- und
 Wissenschaftsgeschichte, Bd. 2.)
 Verlag Dr. Bussert & Stadelers
 Jena 2006, 226 S. (29,90 €)

Vertreter der Wissenschaft leben, wenn überhaupt, in ihren Publikationen fort. Nur wenige Gelehrte schaffen den Sprung in die breite Öffentlichkeit und damit in das kollektive Bewusstsein. Als Germanisten sind etwa Marcel Reich-Ranicki und Hans Mayer über die Grenzen einer Zunft hinaus bekannt geworden, die sonst von der Außenwelt so gut wie gar nicht wahrgenommen wird. In dem jüngst von Mark Lemstedt edierten Band mit Briefen Hans Mayers aus dessen Leipziger Jahren (1948-1963) sind auch einige erhellende Schreiben enthalten, die Mayer an seinen Jenaer Kollegen Joachim Müller richtete. Tenor der Episteln ist u. a. beider Furcht, die eigene Position als Professor wegen anhaltender politischer Anfeindungen seitens der SED-Politbürokratie nicht mehr lange halten zu können. Denn Joachim Müller hatte an der Universität Jena einen ähnlich schweren Stand wie Hans Mayer in Leipzig: Beide Germanisten wurden in der DDR wegen ihres bürgerlichen Hintergrunds beargwöhnt. Gemeint war nicht die familiäre Herkunft, sondern der wissenschaftliche Ansatz.

Anlässlich des 100. Geburtstages von Joachim Müller haben Günter Schmidt und Ulrich Kaufmann, die während ihres Studiums Müller als Lehrenden erlebt haben, Studien und Dokumente zum Werk des Germanisten herausgegeben. Der Band beinhaltet Aufsätze über Joachim Müller, ausgewählte Briefe von Schriftstellern an den Jenaer Gelehrten, ferner Erinnerungen von Kollegen sowie Reden von Müller (u. a. zur Ehrenpromotion von Thomas Mann durch die Friedrich-Schiller-Universität 1955) und Selbstzeugnisse des Germanisten, der kurz vor Vollendung des 80. Lebensjahres 1986 in Jena starb. Seine aus rund 800 Titeln

bestehende Buchsammlung ist erhalten geblieben und heute Bestandteil der Zweigbibliothek Germanistik. Ansonsten ist es in den vergangenen zwanzig Jahren ruhig um Müller geworden.

Der im Jahre 1951 auf den Jenaer Lehrstuhl berufene Müller pflegte für die Interpretation von literarischen Texten nicht die marxistische, sondern die werkimmanente Methode. Joachim Müller gab auch seiner Überzeugung nachhaltig Ausdruck, dass der sozialistische Realismus als Leitbild nichts taue. So wurde der Gelehrte zum roten Tuch für die marxistisch fundierten Kollegen. Prekär war dies auch, weil unter den Kritikern Müllers nicht wenige waren, die – sei es als Diplomanden, Doktoranden oder Habilitanden – durch seine Schule gegangen waren. Er musste sich vor allem in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren scharfe Kritik an seinem – nach heutigem Verständnis – grundsoliden wissenschaftlichen Standpunkt gefallen lassen. Ins Fadenkreuz rückte Müller erstmals, als er im Jahre 1956 Hans Mayer verteidigte, nachdem dieser in der Wochenzeitung »Sonntag« geschrieben hatte, die DDR-Literatur sei gut gemeint, aber schlecht gemacht und könne u. a. einem Vergleich mit der Blütezeit der deutschen Literatur, den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, nicht in Ansätzen standhalten. 1962/63 dann wurde Müller mit den Pfeilen der Kritik beschossen, als er eine Lanze für den (in der DDR als »formalistisch« und »dekadent« verfehmten) Expressionismus im Allgemeinen und für Ivan Goll im Besonderen brach.

Dass sich Müller in den Gefechten oft passiver verhielt als seiner Position zuträglich gewesen wäre, erklärt sich u. a. mit seiner Vergangenheit zwischen 1933 und 1945. Er fürchtete, die dunklen Flecken in seiner Biographie könnten gegen ihn verwendet werden, wenn er sich in der Diskussion mit den bzw. gegen die Kollegen zu nachhaltig und zu selbstbewusst artikulieren würde. Im Nationalsozialismus wirkte Joachim Müller als Lehrer an der Leipziger Thomasschule und gehörte gleichzeitig zur Redaktion der »Zeitschrift für Deutschkunde«. Die war natürlich kein Ort des Widerstands, sondern ein Sprachrohr der NS-Propaganda. An diese Zeit wurde Müller lebhaft erinnert, als ein Doktorand aus

der Schweiz die Geschichte der Zeitschrift aufzuarbeiten begann und 1973 mit dem Emeritus in Jena korrespondierte.

Der Kampf, den Müller gegen marxistisch orientierte Kollegen von allen DDR-Universitäten zu führen hatte, musste stets ein ungleicher bleiben. Während sich die Widersacher des Jenaer Gelehrten in weit verbreiteten Zeitschriften wie »Weimarer Beiträge« und »Forum« äußerten, nahm die Zahl der Periodika, in denen Müller seine Standpunkte veröffentlichten konnte, immer mehr ab. Zuletzt blieb ihm nur die Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena. (Ein Grund, weshalb er das Gros seiner Aufsätze und zahlreiche Bücher in der Bundesrepublik publizierte.) Doch die Angst, von seinem Lehrstuhl in Jena gestoßen zu werden, die spätestens nach Hans Mayers Weggang in die BRD im Jahre 1963 durchaus begründet war, erfüllte sich nicht. Erst mit Erreichen der Altersgrenze schied Joachim Müller 1971 aus dem Universitätsdienst aus. Und weil das so war, galt das Jenaer Institut für Germanistik in der DDR-Hochschullandschaft als vergleichsweise tolerant und undogmatisch.

Der 100. Geburtstag Joachim Müllers war der richtige Zeitpunkt, den Blick wieder auf den Gelehrten zu fokussieren, der zeit seines Wirkens an der Jenaer Universität zwischen allen Stühlen saß und deshalb sein Tun als »Ritt über den Bodensee« bezeichnete. Im Institut für Germanistik war er ein standhafter Zinnsoldat, der – auch wenn er über Jahrzehnte nur auf einem Bein stand – nie seine wissenschaftliche Haltung verlor. Was hätte dieser »bürgerliche« Wissenschaftler gesagt, wenn er die Jahre nach 1989 hätte erleben können? Das ist spekulativ. Aber man weiß: Gelehrte leben nur in ihren Publikationen fort – und in Schriften wie dieser. Und die nächste Publikation ist bereits in Arbeit: Petra Boden (Berlin) wird, wie in dem Band zu lesen, in Kürze den Briefwechsel zwischen Müller und Fritz Martini (Stuttgart) edieren.

KAI AGTHE

Gerd Koenen:
Der Rußland-Komplex.
Die Deutschen und der Osten
1900-1945, C. H. Beck München
2005, 528 S., mit 53 Abbildungen
(29,90 €)

Dietrich Geyer, einer der führenden Osteuropahistoriker der alten Bundesrepublik, hat in den achtziger Jahren von der »Konsens stiftenden Kraft der Rußlandfeindschaft« (S. 8) in Deutschland gesprochen; sie habe die gegenläufigen Tendenzen deutlich überwogen. Wenn Gerd Koenen in der Einleitung seines Buchs »Der Rußland-Komplex« dieses Statement zitiert, dann deshalb, um von vornherein zu klären, daß er gegenteiliger Auffassung ist. Er jedenfalls hat die Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen in dem von ihm beobachteten Zeitraum 1900 bis 1945 nicht als »Geschichte der deutschen Russophobie« gesehen und beschrieben, auch wenn er durchaus »ein weitläufiges Changieren zwischen Angst und Bewunderung, phobischer Abwehr und emphatischer Zuwendung« (S. 9) am Werke sieht, und dies sowohl für die Zeit vor dem Epochenjahr 1917 wie nach ihm. Insgesamt ist daher Koenens 528-Seiten-Buch in klar konturierte Kapitel gegliedert (I. Vorkrieg und Weltkrieg, II. Weltkrieg und Revolution, III. Revolution und Nachkrieg, IV. Katastrophe und Neubeginn). Es ist gleichsam die Entdeckungsreise eines in den Mantel des Historikers geschlüpften Archäologen und Geologen, der sorgsam die Schichtungen und Geflechte scheinbar längst verdeckter geistig-politischer Orientierungen freilegt, sie im eleganten (gelegentlich von Fremdwörtern überfrachteten) Stil beschreibt, sie überdies jeweils knapp, aber einleuchtend (mit neuen Archivfunden) belegt und in die je zeitgenössischen politischen Konstellationen und Strategien sowie die ideologischen Diskurse stellt. Dabei wird übrigens deutlich, daß die imperialen Tendenzen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert den Eintritt in gleichsam eine erste Phase der Globalisierung signalisieren.

Das aber heißt für Koenen, daß in solcher weltpolitischer Gemengelage dem deutschen »Rußland-Komplex« ein »deutscher Kom-

plex« in Rußland, auch in Sowjetrußland, komplementär war, und dies »durch ein ganzes System gegenseitiger Entlehnungen und Übertrumpfung; und fast immer im expliziten oder impliziten Bezug auf etwas Drittes: ›den Westen« (S. 20). Schon im 18. und 19. Jahrhundert seien Preußen-Deutschland und Rußland »keine klar umrissenen Staatsnationen« gewesen, »sondern nach vielen Seiten offene ›Komplexe‹ von Menschen und Territorien, Potentialen und Ressourcen, Sprachen und Kulturen, die in vielfältiger, teilweise fast ›familiärer‹ Weise miteinander und ineinander verschränkt waren« (S. 439). »Und wann immer in Kategorien von Weltgeltung und Weltmacht gedacht wurde, richtete sich der Blick wie von selbst auf den jeweils anderen ›Komplex‹. Ein russisches Imperium, das sich ... die deutschen Potentiale annexiert [sic!] oder anverwandelt hätte, wäre in der Tat ein ›anderes Amerika‹ gewesen, wie es Alexander Blok 1913 besungen hatte. Und ein Deutsches Reich, das sich die menschlichen und materiellen Ressourcen Rußlands ... erschlossen oder unterworfen hätte, wäre am ›Griff nach der Weltmacht‹ nicht mehr zu hindern gewesen« (ebenda).

An Positionen Walther Rathenaus über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg verdeutlicht Koenen im Laufe seiner Darstellungen diese Schau. So registriert er einen Aufsatz des jungen Rathenau aus Maximilian Hardens »Zukunft« im Jahre 1898 mit dem Titel »Transatlantische Warnsignale«, in dem er vor einem anglo-amerikanischen »Zweibund« warnt und nach eingehender Analyse zusammenfassend geradezu »feierlich« feststellt: »Uns aber weisen alle Zeichen nach Osten und Aufgang« (S. 40).

Während des Ersten Weltkriegs schlägt Rathenau in einem Memorandum an Ludendorff eine »grundsätzliche Neuausrichtung der deutschen Politik« vor, und das bedeutet für ihn vor allem: »Rußland braucht eine Finanzmacht ...; es braucht einen Schutz gegen England. Wir können Rußland finanzieren ... Rußland ist unser künftiges Absatzgebiet ... Wir haben keine antirussischen Interessen; der Schutz unserer Ostfront gibt uns die militärische Suprematie des Kontinents ...« (S. 71). 1921/22 schließlich ist Rathenau mit Joseph Wirth der Architekt des Rapallo-Vertrags.

Also »Rußland-Komplex« einmal als Bündnisangebot im offenen weltpolitischen Konkurrenzkampf, dann als Wendung zur Reversion der Allianz im Krieg und zuletzt im Abschluß eines Vertrags zweier gleichsam die »letzten Geigen« im weltpolitischen Konzert spielenden Staaten.

Der eigentliche Erkenntnisgewinn, den das Buch Koenens vermittelt, besteht indes vor allem in dem vorhin als »archäologisch« bzw. »geologisch« charakterisierten Ansatz, das Verhältnis zumal deutscher Intellektueller zu Rußland und dann zu Sowjetrußland bzw. zur UdSSR genauer und detaillierter herauszuarbeiten, wobei der Autor von seiner langjährigen Zusammenarbeit mit Lew Kopelew bei der Herausgabe des universalen Werks über die russisch-deutschen und die deutsch-russischen Beziehungen (»West-östliche Spiegelungen«) profitieren kann.

Jedenfalls ist erstaunlich, wie es Koenen gelingt, im Umfeld der unterschiedlichsten, ja gegensätzlichen Strömungen der deutschen Intelligenz die Hinwendung zum Osten, zum »russischen Geist«, »zur russischen Seele«, zu fixieren, und das nicht nur an den bei solcher Gelegenheit immer von neuem statuierten Exempeln Ernst Barlach, Rainer Maria Rilke und Thomas Mann. Für Koenen ist es insonderheit das Beispiel des im Umfeld der christlich-jüdischen Beziehungen unvergessen gebliebenen, mit dem Quäkertum verbunden gewesenen Schriftstellers und in den Diensten zumal der »Frankfurter Zeitung« wirksam gewesenen Publizisten Alfons Paquet. An seinen zahlreichen weiten Reisen bis nach Sibirien und der Mandschurei kann er die verifizierte Hinwendung zu Rußland schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts festmachen. Er geht dann auf Paquets Involviertsein in das Geflecht der geheimen regierungsamtlichen Kontakte zu den Emissären

Lenins 1917 in Stockholm um Kurt Riezler, Karl Radek und den umtriebigen Alexander Helphand (Parvus) ein, auf seine Präsenz im revolutionären Moskau und auf die von ihm jeweils publizierten Reiseberichte, aktuellen Korrespondenzen, Essays und die (von Piscator uraufgeführten) Revolutionsdramen und analysiert sie auch im Lichte der nachgelassenen Tagebücher. So wird Paquet für Koenen zur Schlüsselfigur des »Rußland-Komplexes«

unter der eher als links anzusehenden Intelligenzia, und es sind etwa Alfons Goldschmidt, Arthur Holitscher, Franz Jung, August Heinrich Kober, Leo Matthias, die er nach 1917 in diesem Umfeld ortet, während die hauptsächlichsten Exponenten der »Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Planwirtschaft« (die wir an dieser Stelle – UTOPIE kreativ Nr. 183 – gewürdigt haben) von Koenen unscharf in die Nähe der »Konservativen Revolution« gerückt werden, weil auch Carl Schmitt, Ernst Jünger und Friedrich Hielscher an ihr interessiert waren.

Tatsächlich kann Koenen mit Entdeckungen denkwürdiger Art gerade in diesem Milieu aufwarten, als nicht nur »konservative Revolutionäre« wie Ernst Niekisch ins Blickfeld treten, sondern auch Ultrakonservative (eine womöglich zu vornehme Klassifizierung) wie Eduard Stadtler, der Initiator der »Antibolschewistischen Liga«, Heinrich von Gleichen mit dem »Bund deutscher Gelehrter und Künstler«, Oberst Max Bauer, der Intimus Ludendorffs, und Arthur Moeller van den Bruck – er (was nicht unbekannt war) als Dostojewski-Herausgeber (und der geradezu legendären Dostojewski-Rezeption in Deutschland hat Koenen einen bemerkenswerten Exkurs gewidmet).

Es ist beinahe überflüssig zu betonen, daß Koenen auch die wichtigsten wissenschaftlichen Vertreter des »Rußland-Komplexes« in ihrem Proprium porträtiert, Otto Hoetzsch zumal, Karl Nötzel und den vielseitigen Übersetzer, Herausgeber und Publizisten Arthur Luther, der nach 1945 noch in der »Leipziger Zeitung« geschrieben hat.

Obwohl Koenen seinen Schwerpunkt in der Analyse des »Rußland-Komplexes« in der Zeit bis 1933 sieht, bleibt auch die Zeit nach 1933 nicht ausgespart, und der »Nexus« (ein von Koenen häufig alternativ zum »Komplex« verwendeter Begriff) kommt für ihn 1939 noch einmal zur Wirkung, freilich nicht zufällig nicht lange – ich erwähne dies hier nur, um anzudeuten, ohne es zu qualifizieren, daß Koenen der Vorgeschichte des 22. Juni 1941 (der bei ihm – S. 431 – seltsamerweise der 21. ist) wiederum subtile und detaillierte Analysen widmet. Dabei folgt er übrigens wiederholt Forschungsergebnissen des Jenaer Historikers Manfred Weißbecker, und er reserviert dessen

Begriff für Hitlers »Schüttelbild« von Rußland für einen Zwischentitel.

Es konnten an dieser Stelle nur einige Aspekte eines weiträumigen und perspektivenreichen Buchs über einen Zeitraum »der höchsten Verdichtung« der gegenseitigen »Bezugnahmen« von Deutschland und Rußland bzw. der UdSSR beleuchtet werden, und wenn Koenen diesen Zeitraum »nach einem von Lew Kopelew vielfach verwendeten Begriff« als »ein besonderes historisches ›Chronotop‹« (S. 17) bezeichnet, dann stand Kopelew und steht Koenen im Prozeß der Rezeption des sowjet-russischen Forschers M. M. Bachtin, dessen »Untersuchungen zur Poetik und Theorie des Romans« 1986 im Aufbau-Verlag erschienen.

Insgesamt haben wir es zweifellos mit einer herausragenden Publikation zu tun, zu der indes jeder kundige Leser diesen oder jenen Einwand und diese oder jene Ergänzung hätte (und der kundige Leser dieser Zeitschrift hätte sicher manche zu der etwas unterbelichtet gebliebenen, durchaus auch kritisch zu betrachtenden Problematik der Beziehungen der deutschen Arbeiterbewegung in ihren verschiedenen Fraktionen zu Rußland und zur SU, und er hätte Literatur zum »Rußland-Komplex« wie etwa die von F. C. Weiskopf »Umsteigen ins 21. Jahrhundert« von 1927 oder von Oskar Maria Graf »Reise nach Sowjetrußland 1934« vermißt). Aus meiner Sicht sind es – neben manchen Details, die ich als marginal übergehe und von denen ich allerdings das Phänomen registrieren muß, daß Koenen an zwei Stellen (S. 394 und 396) über »*Reinrassige*« und »*Fremdrassige*« schreibt – drei Gesichtspunkte übergreifender Art, auf die ich hinweisen muß.

1. Wie oft in derartigen ideologiegeladeten Monographien fällt auch in dieser auf, daß zwar die politischen, ökonomischen, militärischen und kulturellen Dimensionen berücksichtigt werden, nicht aber die kirchlichen. An zwei oder drei Stellen fällt zwar der Name von Wladimir Solowjow, und der des Schriftstellers Dmitri Mereschkowski wird noch etwas mehr erwähnt. Das aber ist schon alles. Blickt man auf die objektive Rolle der russischen Orthodoxie im Zarenreich, auf die der orthodoxen Religionsphilosophen, die in der Emigration vor allem in Deutschland (neben Frankreich und der ČSR) als Publizisten und

vielfältig gesuchte Vortragsredner in Erscheinung traten, und fügt man hinzu, was das protestantische System »Thron und Altar« in Preußen-Deutschland bedeutete (noch nachwirkend in der Weimarer Republik), dann wird man offensichtlich diesen »Komplex« nicht außer acht lassen dürfen.

Tatsächlich hat die von Solowjow ausgehende, von Mereschkowski literarisch transponierte russische Religionsphilosophie, deren Exponenten Anfang der zwanziger Jahre aus Sowjetrußland ausgewiesen wurden, in Deutschland einen eminenten Einfluß ausgeübt, nachweisbar vor allem an den beiden, noch heute beachteten Bänden »Östliches Christentum«, die von dem christlich-jüdischen Theologen Hans Ehrenberg und von Nicolai von Bubnoff Mitte der zwanziger Jahre in Koenens Verlag C. H. Beck München herausgebracht wurden. Ich beschränke mich auf diese Bemerkung, ohne näher auf weitere Exponenten des »Rußland-Komplexes« unter evangelischen Theologen wie Karl Holl, Robert Stupperich, Carl Vogl und Fritz Lieb, den Schweizer Theologen, der bis 1933 in Bonn und nach 1945 einige Semester in Berlin lehrte, einzugehen.

2. Koenen sieht als Vertreter des »Rußland-Komplexes« zumal nach 1917 auf der einen Seite eher Linke (unterschiedlicher Couleur) und auf der anderen Seite eher Konservative oder Ultrakonservative, was ihn im Gegenzug veranlaßt, etwa auf S. 410 festzuhalten, daß entschiedener »Antibolschewismus« am ehesten in der politischen Mitte zu entdecken gewesen sei. Das mag auf den ersten Blick einleuchten. Allerdings ist allein schon der Rapallo-Vertrag ein flagrantes Dementi einer solchen Beobachtung, denn dieser wurde mit Joseph Wirth und Rathenau aus eben dieser Mitte heraus geschlossen, und der Berliner Vertrag zwischen Deutschland und der UdSSR von 1925 wurde etwa im »Politischen Jahrbuch« der katholischen Zentrums Partei besonders positiv herausgestellt.

Wenn übrigens der Reichskanzler von 1922 wegen seiner Haltung zur UdSSR Anfang der fünfziger Jahre von Koenen als »Grenzgänger« (S. 453) bezeichnet wird, dann signalisiert diese Position ebenso Kontinuität, wie sie bei dem ehemals preußischen Abgeordneten der DDP und Staatspartei und späteren »bür-

gerlichen Blockpartei« (S. 453) Otto Nuschke festzuhalten ist, der nicht nur zu den Befürwortern von Rapallo zählte, sondern sich auch in der »Hungerhilfe« Anfang der zwanziger Jahre engagierte. Eben solche Kontinuität findet sich in der Persönlichkeit der Publizistin Dr. Josephine Blesch, die in Joseph Wirths »Deutsche Republik« schrieb und in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre als außenpolitische Beraterin des CDU-Generalsekretärs Georg Dertinger, des DDR-Außenministers von 1949 bis 1953, wirkte, und als solche unterhielt die Westberlinerin Beziehungen zu hochrangigen Offizieren der SMAD. Für Kontinuität steht überdies Prof. Dr. Herman Anders Krüger, der Thüringer DDP-Abgeordnete, der 1925 die UdSSR bereist hatte und u. a. mit Lenins Witwe Nadeshda Krupskaja zusammengetroffen war. In Vorträgen berichtete der als Schriftsteller bekannte Abgeordnete über seine Reise, was auch überregional stark beachtet wurde. 1945 befand sich Krüger, der allerdings schon früh starb, in dem Umfeld der LDP-Gründer. Wenn man so will, gehörte der Schriftsteller Walther Harich, der zeitweilig Redakteur im Ostpreußischen war und familiäre Beziehungen ins alte Sankt Petersburg hatte, zur rechten Mitte. Wenn er hier erwähnt wird, dann mit seiner 1922 im Verlag C. H. Beck erschienenen Schrift »Das Ostproblem«, das allerdings in pointierter Weise (übrigens auch in seiner antipolnischen Attitüde) zum »Rußland-Komplex« gehört, und dies in der Tat auch deshalb, weil sein Sohn manche Motive des Vaters (nicht nur die Jean-Paul-Forschung) übernahm: Wolfgang Harich.

Die »Mitte« kann also nicht a limine aus dem »Rußland-Komplex« ausgeklammert werden. Freilich hatte sie dort insofern ihren eigenen Platz, als für sie allerlei Visionäres, Messianisches nicht auf der Agenda stand, dagegen Realismus in der Würdigung internationaler Kräfteverhältnisse und eigener Interessen, also eine Politik der Vernunft – durchaus gepaart mit einem gewissen Verständnis für neue gesellschaftliche Entwicklungen.

3. Auf S. 18 liest man bei Koenen, in SBZ/DDR habe es »eine teils fiktionale, teils selektive Wahrnehmung der russischen Geschichte, Kultur und Gesellschaft« gegeben; »viele der bedeutendsten Kulturleistungen Rußlands, große Teile seiner vergangenen und

gegenwärtigen Literatur, Kunst und Philosophie« seien »ausgeblendet und entwertet, unterdrückt und ausgelöscht« worden.

An diesen Feststellungen mag ja hinsichtlich mancher Selektion, mancher Klischees, vieler Tabus und »weißer Flecken« in der Aufarbeitung der Geschichte seit 1917 durchaus etwas dran sein. Aber generell erweisen sie eine Ignoranz, die man einem sonst so genauen Beobachter und Entdecker, einem subtilen «Archäologen» wie Koenen nicht zutraut. So muß man denn doch fragen, ob er noch nie etwas von Eduard Winter und seinen Schülern gehört hat, von Winter und seinem Standardwerk über die Beziehungen Rußlands und der Sowjetunion zum Vatikan, von Erich Donnert, der über das »Moskauer Russland«, über Rußland an der Schwelle der Neuzeit und über das Verhältnis des livländischen Ordensritterstaates zu Rußland geschrieben hat, also über Themen, die nicht unbedingt in den »Kurzen Lehrgang« fallen, oder von Günter Mühlpfordt und Günter Rosenfeld. Und was ist mit Konrad Onasch, der als Pfarrer in Brandenburg/Havel alsbald nach 1945 über die russische Orthodoxie in der Nachfolge Solojows schrieb und darüber mit sowjetischen Kulturoffizieren und dem Brandenburger Kulturstadtrat Wilhelm Fraenger, dem bekannten Volkskundler und Kunsthistoriker, debattierte, um Anfang der sechziger Jahre als Hallenser Professor das Monumentalwerk über die russischen Ikonen im Union Verlag vorzulegen, dann über Groß-Nowgorod (1969) zu schreiben und in den siebziger Jahren eine ästhetisch-theologische Neudeutung Dostojewskis zu versuchen? Oder von Karl Rose, dem aus dem Baltikum stammenden Berliner Theologen, der den »Grund- und Quellort des russischen Geisteslebens« von Skythien bis zur Kiewer Rus markierte? Fritz Mierau hat Koenen gelesen, und wie er dessen Buch von 1987 über die Russen in Berlin zitiert hat, hätte er, als er über die Beziehungen Peters des Großen zu Leibniz schrieb, das Buch der Berliner Leibniz-Forscherin Liselotte Richter über Leibniz und Rußland von 1946 zitieren können.

In diesem Zusammenhang mag die Bemerkung nicht uninteressant sein, daß die von Koenen ironisierten »Blockpartei«er« durchaus auch auf dem Weg waren, die Stationen

des »Rußland – Komplexes« auf ihre Weise zu markieren, und sie sind, so etwa Wolfgang Tenzler in einem im liberaldemokratischen Buchverlag Der Morgen 1967 erschienenen Buch »Treffpunkt Zukunft«, auf viele von Koenen Genannte gestoßen, so auf seinen Gewährsmann Alfons Paquet, auf Alfons Goldschmidt, Arthur Holitscher, natürlich auf Walter Rathenau und Joseph Wirth, aber auch auf Otto Lehmann-Rußbüldt und Paul Freiherr von Schönaich, die bekannten Pazifisten.

Ich breche hier ab und belasse es mit diesen wenigen Hinweisen, um jedenfalls aus meiner Sicht klarzustellen, daß die angeführten Statements von Gerd Koenen in das kontaminierte geschichtspolitische Feld gehören, von dem wir Früchte wie den »verordneten Antifaschismus« und den »nahtlosen Übergang von einer Diktatur zur anderen« kennen.

Quand-même: eine lohnende, Erkenntnisgewinn bringende, zum Nachdenken anregende Lektüre.

GÜNTER WIRTH

Alexander Karmann,
Joachim Klose (Hrsg.):
Geld regiert die Welt?
Wirtschaftliche Reflexionen,
Metropolis-Verlag Marburg 2006,
325 S. (24,80 €)

Das Fragezeichen im Titel wurde eingefügt, damit dieser weniger phantasielos klingt. Es ist aber überflüssig, denn die Botschaft, die von den Texten dieses Sammelbandes ausgeht, ist eindeutig: Das Geld regiert die Welt. Genauer: das große Geld, präziser: das Kapital bzw. dessen Eigentümer. Wie dies zu verstehen ist, wird in achtzehn, der Diktion und Qualität nach sehr verschiedenen Kapiteln erläutert. Insgesamt verkörpert der Band einen gelungenen Querschnitt durch die Debatte, wie sie gegenwärtig in der Gesellschaft geführt wird.

Die Veröffentlichung beruht auf einer Ringvorlesung an der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen, an welcher sich namhafte Referenten aus Wissenschaft, Politik, Bankwesen, Wirtschaft und Kirche betei-

ligt hatten. Das Buch ist in fünf Abschnitte gegliedert – Grundlagen, tägliche Praxis, Umschlagpunkte, ökonomische Interventionen und Einwände. Vorangestellt ist dem Ganzen ein Geleitwort des ehemaligen Ministerpräsidenten Sachsens, Kurt Biedenkopf, worin er betont, »dass der richtige Umgang mit Geld sehr viel mit sozialer Gerechtigkeit zu tun« habe (S. 9). Das Spektrum der Autoren reicht vom Emeritus für Christliche Sozialwissenschaft, Wirtschafts- und Soziallehre Friedhelm Hengsbach über den Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen Georg Milbradt und den Bundesfinanzminister a. D. Theodor Waigel bis hin zu Hochschullehrern, Bankern, Juristen und Kirchenvertretern. Die meisten Beiträge sind populärwissenschaftlich gehalten. Dies dient zweifellos ihrem breiteren Verständnis, ist aber auch mit der Gefahr verbunden, daß komplizierte Zusammenhänge allzu sehr vereinfacht werden, was mitunter zu Fehlern und Irrtümern führt. So beginnt beispielsweise *Geert Mackenroth* seine Ausführungen mit der Feststellung, daß öffentliche und zunehmend auch private Haushalte mehr ausgeben als sie einnehmen. Da dieser Mehrkonsum über Kredite finanziert werde, komme es schließlich zu einer Verschuldung, wodurch die »Zukunftsfähigkeit unseres Landes ... massiv beeinträchtigt« werde. Dies legt den Schluß nahe, »wir leben nicht nur über unsere, sondern auch über die Verhältnisse unserer Kinder« (S. 51). Dieser Schluß aber ist so plausibel wie falsch, denn erstens gibt es zwischen öffentlichen und privaten Haushalten gravierende Unterschiede, die hier ignoriert werden. Während öffentliche Haushalte sich verschulden, um Investitionen zu tätigen, gelten private Haushalte volkswirtschaftlich als Sparer. Sie geben also weniger aus als sie einnehmen. Zweitens ist es absolut gerecht, wenn spätere Generationen über den Schuldendienst an den Kosten öffentlicher Investitionen beteiligt werden. Schließlich haben auch sie davon einen Nutzen. Und drittens bilden die privaten Geldvermögen das Pendant zu den öffentlichen Schulden. Ohne das eine gäbe es auch das andere nicht. Insofern ist die hier vorgetragene Argumentation sehr brüchig. Zudem scheint hier eine »Logik« am Werke, die nicht nur ökonomische Zusammenhänge außer acht läßt, sondern die sich darüber hinaus auch gegen die

Wahrnehmung staatlicher Verantwortung ausspricht. Oder wie soll sonst die Polemik gegen »Anspruchsdenken«, »Mitnahmentalität«, »Fortpflanzungsabstinenz« usw. verstanden werden?!

Im Praxisteil findet sich ein beachtenswerter Beitrag von *Beate Grundig* und *Marcel Thum* zur Reform der sozialen Grundsicherung. Darin wird ein Modell vorgestellt, welches das Ziel verfolgt, die Arbeitslosigkeit zu senken und den Arbeitsmarkt zu reformieren. Im Kern geht es bei diesem Vorschlag um eine Absenkung der Transferleistungen bei gleichzeitiger Erweiterung der Hinzuverdienstmöglichkeiten für Langzeitarbeitslose. Diktiert ist dieses Modell vor allem von den Interessen der Wirtschaft, welche auf eine Senkung der Arbeitskosten gerichtet sind. Funktionieren könnte es da, wo genügend Arbeitsplätze im Niedrig-lohnbereich angeboten werden. Für Ostdeutschland hingegen, wo es diese Arbeitsplätze nicht gibt und sie auch kaum in erforderlichem Umfang entstehen werden, scheint es wenig tauglich. Eine regionale Differenzierung sieht der Aufsatz jedoch nicht vor.

Eine Perle ökonomischer Polemik und politischer Demagogie stellt der Beitrag von *Theodor Waigel* dar. So verlegt er die Metapher von den »blühenden Landschaften« in die DDR des Jahres 1989, ganz so, als hätten Honecker oder Krenz diesen Begriff in die Welt gesetzt. Die Arbeitsproduktivität (Bruttoinlandsprodukt pro Kopf) der DDR beziffert er zuletzt auf »weniger als 30 % des Westniveaus« (S. 166). Wie auf dieser Grundlage ein Einkommens- und Lebensniveau von rund 50 % des Westniveaus möglich gewesen ist, bleibt ein Geheimnis. Zustimmung muß man ihm dagegen, wenn er schreibt: »Das wesentliche politische Kennzeichen des Solidarpakts ist die mangelnde Solidarität der westlichen Länder« (S. 171). Weniger glaubhaft ist die Aussage, daß »rund 2/3 der Nettotransferleistungen in die neuen Bundesländer über Steuern finanziert wurden, der Rest über Kreditaufnahme und Sozialabgaben« (S. 179). Wenn dem so wäre, könnte nicht an anderer Stelle behauptet werden, daß der Anstieg der Staatsverschuldung seit 1989 zu »mehr als der Hälfte« auf die Wiedervereinigung zurückzuführen sei (vgl. Deutsche Bundesbank: Monatsbericht 3/1997).

Es muß den Herausgebern und Initiatoren der Veranstaltungsreihe als Verdienst angerechnet werden, daß sie das Thema »Geld« nicht auf ökonomische Fragestellungen reduziert haben, sondern gleichermaßen sozial-, kultur- und geschichtswissenschaftliche Aspekte in den Themenkreis einbezogen. Dadurch wurde eine wirtschaftsintrovertierte Sicht vermieden und die Diskussion von vornherein auch auf Wirkungen des Geldes außerhalb der Wirtschaftssphäre gelenkt. Beispielhaft hierfür sind die Aufsätze von *Hans Christoph Binswanger* zum König-Midas-Problem »Geld und Wachstum« und von *Alexander Karmann* »Mythos Zins – Mythos Geld«. Besonders letzterer Text ist zu loben, da er sich nicht auf die Zurückweisung der Gesellschen Freigeld-Idee beschränkt, sondern sich darüber hinaus auch mit den »neuen Zinsmythen« auseinandersetzt, diese als ökonomisch irrational entlarvt und wissenschaftlich kritisiert (S. 273 ff.). Dies gilt auch für bestimmte Gedanken Binswangers, wodurch das Buch zumindest in diesem Abschnitt einen Diskussionscharakter erhält.

Trotz kritischer Kommentare zu einigen Beiträgen soll nicht übersehen werden, daß sich in dem Band zahlreiche sehr gute und außerordentlich interessante Aufsätze finden. Dazu gehört zum Beispiel der umfangreiche theoriengeschichtliche Text von *Heinz Rieter*, ebenso aber auch die Aufsätze von *Hubert Beckmann* zu den Aufgaben der Banken, von *Vincenz Timmermann* zu den Geldsystemen gestern und heute und von *Joachim Stadermann* zu Eigentum und Geld. In Anbetracht der Wichtigkeit des Themas »Geld« und der nach wie vor viel zu geringen Kenntnis dessen, was man darüber wissen sollte, um sich in einer Geldwirtschaft vernünftig und erfolgreich zu bewegen, ist das Buch ein gelungener Beitrag zur Hebung des allgemeinen ökonomischen Bildungsniveaus. Zugleich ist es Teil des interdisziplinären Diskurses zwischen Ökonomie, Politik, Philosophie und Theologie. Was will man mehr?

ULRICH BUSCH

Die Neue Menschheit.
Biopolitische Utopien in Russland
zu Beginn des 20. Jahrhunderts.
Hrsg. von Boris Groys und
Michael Hagemeister unter Mit-
arbeit von Anne von der Heiden.
suhrkamp taschenbuch wissen-
schaft 1763, Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2005, 689 S.
(20 €)

Am Nullpunkt.
Positionen der russischen Avant-
garde. Hrsg. von Boris Groys und
Aage Hansen-Löve unter Mitarbeit
von Anne von der Heiden. suhr-
kamp taschenbuch wissenschaft
1764, Suhrkamp Verlag Frankfurt
am Main 2005, 778 S. (20 €)

Als der amerikanische Schriftsteller John Steinbeck kurz nach dem Sieg der Alliierten im 2. Weltkrieg die Sowjetunion bereiste, notierte er in seinem Tagebuch: »In Rußland denkt man stets über die Zukunft. Und wenn es irgendein Volk geben sollte, das aus Hoffnungen Energien zu machen vermag, so ist es das russische Volk.« In der Tat ist der Geist der Utopie im russischen Denken tief verwurzelt. Es ist geradezu auffallend, wie dauernd und beständig der russische Intellekt dazu neigt, utopische Denkstrukturen zu entwerfen. Die vom klassischen bis zum orthodoxen Marxismus häufig gestellte Frage »Utopie oder Wissenschaft« (man denke an Friedrich Engels) erweist sich in ihrer Polarität ebenso unproduktiv wie die gleiche alternative Fragestellung im Hinblick auf andere Formen des menschlichen Bewusstseins, insbesondere die Kunst und Literatur. Offenbar produziert das Leben unaufhörlich utopisches Bewusstsein, besonders intensiv in gesellschaftlichen Krisenzeiten. Ständig vollziehen sich Akte geistiger Grenzüberschreitung historisch gegebener Faktizität, werden bestehende Verhältnisse aufgesprengt. So drückt die Utopie eben ein dauerndes Bedürfnis aus, sich des Spannungs-

verhältnisses zwischen Ideal und Wirklichkeit, von erhoffter und realer Welt bewusst zu werden, ein anhaltendes, beständiges Bewusstsein, das – so begrenzt und mitunter pervertiert in seiner Realisierung – seine wirkliche Geschichte bis in unsere Tage besitzt.

Es ist den nachfolgend besprochenen Publikationen zu danken, dass sie radikale Projekte einer totalen Umgestaltung des Lebens vorstellen, die russische Denker und Künstler um die Jahrhundertwende und im ersten Jahrzehnt nach der Revolution von 1917 entworfen haben: die so genannten »Biokosmisten«, die die Beherrschung der Natur und die Überwindung des Todes als Ziel der kommunistischen Zukunft proklamierten und die Vertreter der künstlerischen Avantgarde, die sich als Kämpfer gegen die Konventionen der Vergangenheit und für eine lebendige, zukunftsorientierte Kunst verstanden. Mit diesen beiden Richtungen des antizipierenden Denkens im neuen Russland beschäftigten sich zwei Publikationen, die als Teile des breitgefächerten Forschungsprojekts »The Post-Communist Condition« entstanden sind, das von der Kulturstiftung der Bundesrepublik Deutschland gefördert wird. Das genannte Projekt will die Realitäten des Transformationsprozesses in den ehemaligen real-sozialistischen Ländern Osteuropas schärfer in den Blick bekommen und dabei zeigen, wie Wissenschaftler und Künstler den Wechsel vom Kommunismus zum Kapitalismus gegenwärtig reflektieren. Die beiden vorliegenden Werke – als Text- und Kommentarbände angelegt – stellen gewissermaßen eine historische Vermittlung dieses gesellschaftlichen Prozesses dar, indem sie reiches Material anbieten, das verständlich werden lässt, weshalb größere Teile der Repräsentanten der russischen Kultur die revolutionären Wandlungen in ihrem Lande begrüßten und die Sowjetmacht über einen längeren Zeitraum unterstützten.

Der Band »Die Neue Menschheit« umfasst 21 Leittexte aus der Feder von 8 russischen »Biokosmisten«, die freilich nicht alle einschränkungslos dem Biokosmismus zugeordnet werden können (z. B. Leo Trotzki). Es handelt sich um utopische Entwürfe aus der Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts, um kühne philosophische und sozialpolitische Vorgriffe auf künftige gesellschaftliche Zu-

stände. Die geistigen Inhalte dieser Dokumente interpretieren die Herausgeber als eine bisher kaum wahrgenommene ideologische Komponente der kommunistischen Weltanschauung, von der sie glauben, dass sie bis in die postkommunistische Gegenwart wirkt.

Im Zentrum der Textsammlung steht die »Philosophie der gemeinsamen Tat«, die Nikolai Fjodorow (1829-1903) Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte. Diese wurde zu seinen Lebzeiten öffentlich kaum beachtet, obwohl sie prominente Befürworter gefunden hatte (Leo Tolstoi, Fjodor Dostojewski, Wladimir Solowjow). Nach dem Tod des Moskauer Bibliothekars, der den Beinamen »Sokrates von Moskau« führte und heute als der Begründer des russischen Kosmismus gilt, wurden seine philosophischen Ideen in Russland stark diskutiert. Fjodorows Projekt der »gemeinsamen Tat«, die er in mehreren kürzeren Schriften darlegte, orientiert auf die »Schaffung der technologischen, sozialen und politischen Bedingungen, unter denen es möglich ist, alle Menschen, die je gelebt haben, auf technische, künstliche Weise wiedererstehen zu lassen.« (Herausgeber Boris Groys) Fjodorow setzt auf die Kraft der sozialen Organisation, die mit Hilfe der passenden Technik für die Unsterblichkeit der Menschen sorgen müsse. Er überträgt somit die Frage der Unsterblichkeit vom Jenseitigen, von Gott auf das Diesseitige, auf die Gesellschaft und verlangt von der sich abzeichnenden künftigen staatlichen Macht, die versprochen habe, sich um das Leben zu kümmern, ihr Versprechen bis zu Ende zu durchdenken und einzulösen. Damit thematisiert Fjodorow visionäre Ideen aus verschiedenen sozialistischen Lehren des 19. Jahrhunderts, die in der Forderung nach sozialer Gerechtigkeit gipfelten.

Mit Konstantin Ziolkowski (1857-1935) kommt ein prominenter Vertreter der »kosmischen Philosophie« zu Wort. Ziolkowski ist in der sowjetischen Ära als »Vater der modernen Raketentechnik« berühmt gewesen, viel weniger bekannt waren seine philosophischen Studien zur Selbstvervollkommnung des Menschen und zur Erlangung »ewiger Glückseligkeit«, die Ziolkowski als die eigentliche Grundlage der Raumfahrt betrachtete. Diese war für ihn letztlich nur ein technisches Instrument seiner welterlösenden kosmischen

Konzepte. Interessant sind die Quellen der »kosmischen Philosophie« Ziolkowskis, die Michael Hagemester, der andere Mitherausgeber des Bandes, in seinen Kommentaren sorgfältig herausarbeitet. Darunter befinden sich Ernst Haeckel, Friedrich Nietzsche, aber auch gnostische, theosophische und spiritistische Lehren (Carl de Prel u. a.).

Mit der Bezwingung der Natur und mit der Überwindung des Todes setzen sich Alexander Swjatogor, eigentlich Alexander Agienko, (1889-?) und Walerjan Murawjow (1885-1930 oder 1932) auseinander. Beide wurden Opfer der stalinschen Repressalien in den 30er Jahren. Während Swjatogor, einer der führenden Theoretiker der Biokosmisten, der anfangs im anarchistischen Milieu angesiedelt war, darauf verweist, dass letztlich nur eine zentrale Macht die Unsterblichkeit des Individuums und seine Bewegungsfreiheit im Kosmos garantieren kann, glaubt Murawjow, ursprünglich ein Gegner der Oktoberrevolution, in der Sowjetmacht die einzige Instanz zu entdecken, die in der Zukunft die »Beherrschung der Zeit« und die künstliche Herstellung der Ewigkeit herbeiführen wird.

Drei Texte des Bandes stammen von Alexander Bogdanow (1873-1928), dem theoretischen Kopf der »Proletkult«-Bewegung, die die kulturelle Bildung des Proletariats zur unabdingbaren Voraussetzung von dauerhaften politischen und ökonomischen Umwälzungen erklärte. Bogdanow ist im deutschen Sprachraum als Verfasser der utopischen Romane »Der rote Stern« (1906) und »Ingenieur Menni« (1912) bekannt. In erster Linie widmete sich Bogdanow jedoch der aktiven Biopolitik. Im Jahre 1926 gründete er das weltweit erste »Institut für Bluttransfusionen« in Moskau, das er in den Dienst seiner Bemühungen um die Vitalität des Menschen stellte. Regelmäßige Bluttransfusionen von den jüngeren zu der älteren Generation sollten die Älteren verjüngen und einen solidarischen Ausgleich zwischen den Generationen herbeiführen. Dies hielt Bogdanow zur Etablierung einer gerechten sozialistischen Gesellschaft für unerlässlich.

Leo Trotzki (1879-1940) ist im Band mit dem programmatischen Aufsatz »Die Kunst der Revolution und die sozialistische Kunst« (1923) vertreten. Die Kunst der Zukunft mani-

festiert sich für ihn darin, dass nach der siegreichen Revolution die Mauern zwischen Kunst und Industrie, zwischen Kunst und Natur fallen werden. Der Berufsrevolutionär Trotzki schwärmt von einer Zeit, da man »die Welt als gefügigen Ton zum Modellieren immer vollkommenerer Lebensformen« ansehen und lernen wird, die »Flüsse und Berge zu versetzen« und »Volkspaläste auf dem Gipfel des Mont Blanc und auf dem Grund des Atlantik« zu errichten. Es sind die Künstler, so Trotzki, die diesem Prozess eine wunderbare Form verleihen werden.

Alexander Jaroslawski (? – 1930) mit dem Aufsatz »Der kosmische Maximalismus« (1922) und Aram Salkind mit dem sozialpsychologischen Essay »Die Psychologie des Menschen der Zukunft« (1928) schließen die Textsammlung ab.

Der Band »Am Nullpunkt« dokumentiert den öffentlichen Diskurs um die künftigen Wege der Kunst in den Reihen der russischen Avantgarde. Die Dokumentensammlung ist historisch angelegt und berücksichtigt in besonderer Weise den russischen Konstruktivismus, die neben dem Futurismus einflussreichste künstlerische Bewegung in dieser Zeit. Die Konstruktivisten verstehen die einzigartige historische Situation der Russischen Revolution nicht nur als die Bestätigung ihrer theoretischen Konstruktionen und ihrer künstlerischen Absichten, sondern auch als die einmalige Gelegenheit, zur Umsetzung ihrer kunsttheoretischen Programme in die Praxis zu gelangen. Für die Konstruktivisten, die das revolutionäre Jahr 1917 vorbehaltlos begrüßten, bedeutete die Revolution den Nullpunkt der gesamten gesellschaftlichen Ordnung in Russland. Von diesem Nullpunkt der Geschichte musste völlig neu angefangen werden. Gefragt wäre eine lebendige Kunst, die den Aufbau der neuen Gesellschaft befördert. Von daher resultierte die berühmte Forderung der Konstruktivisten, sich von der Unabhängigkeit der Kunst loszusagen und die Kunst direkt im Leben zu verankern. Dieser Übergang von der autonomen Kunst zum künstlerischen Aktivismus, der von den Konstruktivisten Anfang der 20er Jahre propagiert wurde, ist aus heutiger Sicht, so der Mitherausgeber des Bandes Boris Groys, als Übergang von der Kunst zu Design interpretierbar.

Der Band präsentiert 41 Texte, die von 16 Autoren stammen. Das ausgewählte Material dokumentiert den Weg der russischen Avantgarde von ihrem Aufbruch als Utopiekunst bis zu ihrem eigenen Nullpunkt am Anfang der 30er Jahre. Diesen setzt die sowjetische Führung im Jahre 1934, als sie alle künstlerischen Gruppierungen im Lande auflöst und die künstlerisch-literarische Intelligenz auf Prinzipien des sozialistischen Realismus verpflichtet.

Der Band enthält 8 programmatische Texte von Kasimir Malewitsch (1878-1935), dem Wortführer der russischen Konstruktivisten, dessen berühmtes Bild »Schwarzes Quadrat auf weißem Grund«(1915) von ihm selbst als Nullpunkt der Kunst sowie als Nullpunkt des Lebens verstanden wurde. Weitere Texte stammen u. a. von Welimir Chlebnikow (1885-1922), dem wortgewaltigen Dichter und Mitbegründer des russischen Futurismus, sowie von der Oberiu-Gruppe um Daniel Charms (1906-1942), die als letzte Gruppe der russischen Avantgarde-Kunst bis zum Anfang der 30er Jahre wirkte, bis sie dann auch dem kulturpolitischen Kahlschlag des Stalinismus zum Opfer fiel.

Das Editions-niveau beider Bände ist ausgesprochen hoch. Die Texte erscheinen größtenteils zum ersten Mal in deutscher Übersetzung. Die innere Struktur der Bände ist überzeugend. Boris Groys hat beide Bände mit informativen und anregenden Einleitungen versehen, die eine Gesamtschau auf die gesellschaftlichen und künstlerischen Prozesse des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts in Russland vermitteln. Imponierend die ausführlichen Kommentare in den beiden Bänden, die Michael Hagemeyer und Aage Hansen-Löve verfasst haben. Namentlich der letztere, Professor für slawische Philologie an der Universität München, erweist sich ein weiteres Mal als der wohl kenntnisreichste Fachmann auf dem Gebiet der russischen Moderne im deutschen Sprachraum. Leider folgen die ausführlichen Literaturverzeichnisse in beiden Bänden der fragwürdigen Praxis in vielen bundesdeutschen Publikationen, dass sie kaum wissenschaftliche Arbeiten aus den ehemaligen sozialistischen Ländern nachweisen. Als ob es, um nur ein Beispiel zu nennen, einen Fritz Mierau (Akademie der Wissenschaften

Berlin/DDR) nicht gegeben hätte. Wie lange soll diese unredliche Praxis eigentlich noch anhalten?

MICHAEL WEGNER